№ 155. Der 1838.

Breslauer Beobachter.

Ein unterhaltendes Blatt für alle Stände,
als Ergänzung zum Breslauer Erzähler.

Donnerstag, den 27. December. Vierter Jahrgang.

Redaktion und Expedition: Buchhandlung von Heinrich Richter, Ring Nr. 51, im halben Mond.

Historische Skizzen aus Schlesiens Vorzeit.

Heinrich XI. Herzog zu Liegnitz.

(Fortsetzung.)

Früh um 4 Uhr verkündigte der Wächter vom Thurme den Anmarsch des Feindes. Augenblicks wurden alle Stücke vom Thurm und von den Wällen gelöset und Trompeten- und Paukenschall mischte sich in den Donner der Kanonen. Einen solchen Empfang hatten die zusammengezogenen Schaaren, die größtentheils aus ungeübten Landleuten bestanden, nicht erwartet und ein allgemeines Schrecken bemeisterte sich ihrer. Es wurde Halt gemacht und Kriegsrath in der Karthause gehalten. Der Bischof war der Meinung, daß man nur Spott einlegen und Püffe davontragen würde, weil das gesammte Corps nur aus 500 Reutern und 2400 Fußvölkern bestand; auch wäre der Plan nur auf eine Ueberrumpelung, nicht aber auf einen förmlichen Sturm oder eine Belagerung berechnet gewesen.

Während des Kriegsraths ereignete sich ein possirlicher Vorfall, wodurch das panische Schrecken sich noch mehr unter die Feinde verbreitete. Ein Reitknecht kam mit zwei Pferden in die Vorstadt, um sie vom Schmiede beschlagen zu lassen. Das eine Pferd riß sich los und lief davon und mit dem andern jagte der Reitknecht ihm nach. Auf die Frage: was giebts? antwortete der Schelm: »der Peuker (so nannte man Herzog Heinrich) ist ausgefallen und hat meinen Kameraden herabgeschossen.«

Dieser Spaß brachte das ganze Heer ins Laufen und zum Wegwerfen des Gewehrs. Die Anführer selbst machten sich Vorwürfe und der Bischof sagte zum Herzog Friedrich, Heinrichs Bruder:

»Eure Liebden haben das Spiel ausgegeben; Sie sehen zu, daß Sie nicht martsch werden.«

Endlich kamen die Flüchtlinge zu Athem, machten Halt, sammelten sich, und beschlossen mit Herzog Heinrich gütlich zu Unterhandeln.

Herzog Friedrich schickte drei Junker mit einem Trompeter vor den Wall, die mit dem Burgermeister unterhandln sollten. Heinrich antwortete ihnen:

»Jetzt bin ich selbst Burgermeister, Ihr aber seid Rebellen, die meine treuen Unterthanen zur Rebellion bringen wollen. Herzog Friedrich bricht seinen Eid an den Unterthanen, weil er als ein Feind und nicht als ein Landesfürst ankömmt. Packt Euch, oder ich werde Euch die Wege zeigen!« —

Mit diesem Bescheide zogen sie ab. Ihnen folgte eine andere Gesandschaft, die aus Hans von Rehder, Heinrich von Waldau, Bernhard von Waldau und Hans von Jeltsch bestand. Sie wurde durch das Thurmpförtlein eingelassen und erklärte: »daß auf Kaiserlichen Befehl die Comissarien angekommen wären, um den langwierigen Irrungen des fürstlichen Hauses abzuhelfen, weswegen sie bäten, der Herzog möchte der Commission einen freien und ruhigen Einzug gestatten.«

Heinrich erwiederte, daß es seine Schuldigkeit sei, sie zu hören, äußerte aber sein Befremden über die Art und Weise, wie diese Commission erschienen sei, und begehrte zuvor eine Erklärung, ob er sich friedlicher oder feindlicher Handlungen zu versehen habe, nebst einer Abschrift der Kaiserlichen Vollmacht, sonst könnte er sie nicht einlassen.

Nachdem von beiden Theilen friedliche Maaßregeln in Betreff der Unterhandlungen genommen waren, während dessen die zusammengezogenen Truppen die Stadt umgaben, so erschienen Siegfried von Promnitz, George von Braun, von Sauermann, Simon Hanewald und Hans von Rehder als bevollmächtigte Commissarien vor der Schloßpforte. Sie wurden eingelassen und wurden von Heinrich, der von seinen Rittern in kriegerischer Rüstung umgeben war, mit den männlichen Worten bewillkommt:

»Ich gebe Euch nicht die Faust, daß ich mich vor Euch als meinen Feinden demüthigen wollte, sondern dem Kaiser, dessen Abgesandte Ihr seyn sollt, als meinem Herrn zu Ehren und Gehorsam. Außer diesem sollte es Euch keinem geschehen, weil Ihr nicht, die Ihr zuvor meine gute Freunde gewest, kommet, sondern als Feinde, denen ich wohl zu begegnen wüßte.«

Die Beschwerden, welche die Bevollmächtigten im Namen des Kaisers gegen den Herzog führten, liefen summarisch darauf hinaus: daß Heinrich bei der allgemeinen Erblandshuldigung, welche der Kaiser bei seiner Anwesenheit von den Fürsten und Ständen angenommen hätte, außer Landes gewesen wäre und nachher weder in Prag hätte erscheinen noch dem Bischofe im Namen des Kaisers huldigen wollen; auch sei er dem Kaiserlichen Decret, vermöge dessen ihm und seinem Bruder Friedrich IV. die Landesregierung gemeinschaftlich übertragen war, nicht gehorsam gewesen.

Heinrich antwortete auf den ersten Punkt, daß er von Krankheit wäre verhindert worden und auf den andern, das es wider die Landesprivilegien wäre, wenn ein Fürst dem andern huldigen sollte. Gemeinschaftlich aber mit seinem jüngern Bruder zu regieren, dünke ihm als einem Manne 42 Jahren verkleinerlich zu seyn. Er verlangte ein Verhör vor Fürsten und Stände des Landes, vor welchen er sich verantworten wolle und setzte dann im Gefühl seiner Würde hinzu:

»Wird mir ein rechtliches Verhör und Erkenntniß versagt, so soll dieser Ort eher mein Kirchhof seyn, als daß ich den Namen haben will, die wohl hergebrachten Privilegien meiner Vorfahren gebrochen zu haben. Bevor ich mich ohne Ursache gefangen gebe, will ich eher Leib, Gut, Ehre und Fürstenthum dran setzen und diese Stelle, worauf ich stehe, soll meine Grabstäte seyn.«

(Beschluß folgt.)

Beobachtungen.

Die vermittelnde Schwiegermutter.

Frau Derb, vor dem S**thore wohnend, verheirathete vor einigen Monaten ihre Tochter an einen jungen ***meister, hörte jedoch bald, daß die neuen Eheleute sich wenig vertragen. Sie hielt es für angemessen, zu ihnen zu gehen, und den Frieden zwischen ihnen wieder herzustellen. Jeder Theil klagte, wie gewöhnlich, über den andern, Frau Derb hielt aber auch jedem seine Obliegenheiten vor, und ließ es an ernsten Ermahnungen, denselben nachzukommen, nicht fehlen. Neulich, als sie in ähnlicher Absicht das junge Ehepaar besuchen wollte, kam der Schwiegersohn ihr an der Thüre schon mit den Worten entgegen:

»Mit meiner Frau ist gar nicht mehr auszukommen; ich kann nicht mehr mit ihr leben, sie wird alle Tage ärger, kurzum, sie taugt nichts.«

»Lieber Herr Sohn,« entgegnete Frau Derb, »an Ihrer Stelle würde ich so etwas gar nicht einmal sagen. Denn ein guter Mann macht eine gute Frau. Wo die Frau nichts taugt, da taugt gewöhnlich auch der Mann nichts. Sie sagen, meine Tochter werde alle Tage schlimmer. Probiren Sie es einmal, und werden Sie alle Tage besser; gewöhnen Sie sich das Trinken ab, arbeiten Sie fleißig in Ihrer Werkstätte, lassen Sie das Herumschwänzeln seyn, und Alles das, worüber meine Tochter zu klagen hat, und ich gebe Ihnen mein Wort, sie bessert sich auch.«

»Redensarten, pure Redensarten,« rief der Schwiegersohn. »Ich habe nichts dagegen, daß eine Frau ihrem Manne Erinnerungen macht, und Fehler haben wir Alle, die Erinnerungen müssen aber sanftmüthig, freundlich gegeben werden, nicht sackgrob. Und sackgrob ist meine Frau, das eben kann ich nicht von ihr ertragen.«

»Aber, Herr Sohn,« fuhr die Schwiegermutter fort, »meine Tochter sagt, gute Worte schlagen bei Ihnen nicht an, sondern gehen zu einem Ohre hinein, zum andern heraus, und das Einzige, wovor Sie noch etwas Respekt haben, sei Grobheit. Was soll meine arme Tochter da machen? Warum soll sie die sanften Mittel unnöthig verschwenden, da sie weiß, daß nur die heftigen wirken?«

Der Schwiegersohn schwieg still, und Frau Derb hofft gute Früchte von ihrer Vermittelung. B.

Stutzerthum*).

Das Stutzerthum in seinem allergemeinsten Begriff ist die Uebertreibung einer Geistesrichtung, die physiologisch der in der Entwickelung begriffenen und der blühenden Jugend angehört, pathologisch aber auch in andern Lebensaltern auftritt. Es kommt als gemein menschliche Aeußerung allen Ständen und Klassen ohne Ausnahme zu. Der Reiter in der Sonntagsmontur, der etwas auf sich hält, kann so gut der Phönix seiner Gattung sein, als sein Rittmeister, und in Wamms und Lederkappe oder im Bortenrock erobert man die Herzen gerade so, wie mit Schnurrbart, Lorgnette und gelben Handschuhen. In allen Sphären giebt es Subjekte, welche durch die Art, wie sie die männliche Blüthe der Menschheit spielen, die Bewunderung gar vieler Weiber und das Aergerniß oder der Spott der meisten Männer ihrer Kategorie sind.

Dieser Trieb zur Repräsentation erscheint naiv, wenn er bei natürlicher Grazie aus dem übermüthigen Gefühl jugendlicher Kraft und Vollkommenheit fließt; es ist dann ganz dasselbe, wie wenn das junge Roß zierlich bäumt und scharrt, der Hahn sein rothes Toupet und seinen Backenbart schüttelt, der Pfau sein Rad schlägt oder der Tauber seine Menuet tanzt. So verhält es sich mit den sogenannten »hübschen Jungen,« bei allen rohen und halbrohen Völkern und in den untern, von der Kultur noch wenig betroffenen Volksklassen policirter Länder. Es ist nun aber einmal das Wesen der Kultur, daß in ihrem Treibhause alle natürlichen Triebe, welche nicht einschrumpfen und verkümmern in üppigem, aber kränklichen Wachsthum auswuchern, so daß man das Muttergewächs in der monströsen Entartung kaum wiedererkennt. So hat der Trieb, zu gefallen, wie er auch dem Manne eingepflanzt hat, in der »Gesellschaft,« die sich so nennt, statt des »hübschen Jungens« etwas himmelweit Verschiedenes: den Beau, Dandy, Elegant hervorgebracht. Jener Wildling und diese Zierpflanze verhalten sich, wie die lieb-

*) Aus dem neulich erwähnten längeren Aufsatze des Morgenblattes.

liche Heckenrose zur eiteln parfümirten Centifolie, oder wie ein Volkslied zu einer Ode auf ein hochfürstliches Beilager.

Die Kultur verrückt, wie den Pflanzen, so auch den Neigungen und Leidenschaften, die Zeiten des Wachsthums und der Blüthe. Der »hübsche Junge« geht, wenn er gefunden, was er mit seiner Koketterie gesucht, oder sich resignirt hat, schnell im schlichten Manne unter; aber die Eleganz überlebt häufig um ein halbes Menschenleben die Periode ihrer Naturgemäßheit. In derselben Welt, wo der Zeiger an der weiblichen Lebensuhr vom 28. Jahre an bis über das 40. hinaus stillsteht, giebt es auch stutzerhafte alte Gesellen mit steifen Beinen, und doch

Wie Strauße, die dem Winde Flügel leihn,
Gespr izt wie Adler, die vom Bade kommen,
Wie Geißen munter, wird wie junge Stiere.

Der stutzerhafte Elegante macht jetzt eine andere Figur in der Gesellschaft, als sonst. Wer in der Perückenzeit all das Feinste und Zierlichste, was der neueste Zeitgeschmack zur Kleidung vorschrieb, an sich zog und anzog und es mit natürlichem Takt oder erlernter Kunst zu seinem größten Vortheil trug; wer das, was sonst zu den Defensivwaffen gerechnet wird, die glänzende Rüstung, im galanten Krieg mit den Frauenzimmern als Offensivwaffe mit bewußter Virtuosität spielen ließ — der war entweder wirklich ein Mann von Stand und Vermögen, oder ein Abenteurer, oder doch ein Stück davon. Die vornehme männliche Tracht war ehedem weit reicher und kostspieliger; die Stände, welche den eigentlichen bon ton der Zeit repräsentirten, waren nach und nach abgeschlossen und hingen aufwärts meist mit einem Hofe als dem Brennpunkte der Eleganz zusammen. Um sich damals in Cirkel zu drängen, denen man weder nach Geburt, noch nach Vermögen angehörte, und eine glänzende Figur zu machen; brauchte man Muth, oder wenn man will, Unverschämtheit und Industrie, und dies war doch etwas. Seit der Mittelstand die höhern Stände überflügelt und diese in seine Interessen hineingezogen, hat sich der Kreis derer, welche im äußern Auftreten Niemanden etwas vorzugeben brauchen, unendlich vergrößert, und die feine männliche Tracht in ihrer koketten Einfachheit ist der eigentliche Ausdruck der hochfliegenden Ansprüche der untern, und der erzwungenen Concessionen der obern Klassen. Um in einer solchen Welt den Dandy zu spielen, braucht es nun nichts mehr, als die gehörige Dosis von Geckenhaftigkeit neben etwas Geld — und wer hat heut zu Tage kein Geld? — oder Schneidercredit.

Elektrische Merkwürdigkeit.

In den »neuen Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde« Nro. 28 des Jahres 1837 wird berichtet, daß bei der Entbindung einer jungen Frau aus Devay der Geburtshelfer von dem Knaben, den er zur Welt befördert habe, einen elektrischen Schlag, wie von einem Zitteraal bekommen, und daß der Neugeborne 24 Stunden lang die unzweideutigsten Zeichen von Electricität gegeben habe. — Einen ähnlichen Vorfall erwähnt Melanchton in seinen Briefen vom Jahre 1555, und es wird derselbe auch in einem öffentlichen Anschlage der Universität Wittenberg vom 13. August 1555 gedacht. Nämlich am 26. Juni 1555 habe ein Weib zu Nebra in Thüringen ein Mädchen sehr schwer geboren. Mit dem Kinde sei eine Flamme mit einer Explosion, wie bei einem Schusse, aus dem Leibe der Mutter gefahren, habe das neugeborne Kind umgeben und getödtet, die Mutter aber nur etwas verbrannt. Melanchton versichert die volle Wahrheit dieser Thatsache. (S. Goth. allgem. Anz. 1838, Nro. 264.)

Beachtenswerthes.

Zu unserer Zeit, wo der Bierbrauerei im allgemeinen solche Aufmerksamkeit geschenkt wird, daß eine neue Blütheperiode des Biers eintreten zu wollen scheint, dürfte es nicht unpassend seyn, manche Stimmen, die sich zur Beschleunigung dieser Periode haben vernehmen lassen, zu berücksichtigen.

Der gotha. allgemeine Anzeiger sagt in Nro. 259 vom Biere Folgendes:

»Das Bier möchte nicht ganz verdachtlos seyn, als reize, betäube und schwäche es das ganze Nervensystem, besonders den Kopf überhaupt und vorzüglich die Gesichtsorgane. Diese traurigen Folgen werden gewöhnlich an allen Biertrinkern, wenn sie die Grenzen der Mäßigkeit überschritten, oder über den Durst getrunken haben, nur allzuoft sichtbar. Die Ursachen dieser nachtheiligen Folgen liegen in den dem Malztranke beigemischten narkotischen, mehr oder minder heftig reizenden Pflanzenstoffen, deren Namen hier absichtlich nicht genannt werden, die aber den Brauern nur allzugeläufig sind. Auch der Hopfen gehört zu denselben, in so fern er dem Biere in unverhältnißmäßiger Menge als Würze hinzugesetzt wird. Denn in diesem Falle wirkt seine Bitterkeit auf das ganze Nervensystem. Menschen, denen stark gewürzte Biere zum täglichen Labetrank dienenen, werden nicht nur träge, sondern auch dumm.«

Es wäre in der That zu wünschen, daß das allzugroße Künsteln mit dem Biere, das oft eher einem bittern und herben Arzneitrank, als einem bloßen Durstlöschungsmittel gleicht, unterbliebe. Der Brauer kann in seinem Fache ein tüchtiger Mann seyn, aber es ist nicht von ihm zu verlangen, daß er zugleich Medicin studirt habe, um die nachtheiligen Wirkungen, die mit Arzneistoffen geschwängerte Biere unfehlbar nach sich ziehen müssen, durch Antidota, die er etwa beimischen möchte, zu verhüten. (101.)

Nützliches für's Haus.

Ueber das Einhängen der Fenster, Thüren u. dgl.

Es ist wohl hinlänglich bekannt, mit welchen Mühseligkeiten und mit welchem Zeitverluste oft das Einhängen eines Fensters, einer Thür u. dgl. verbunden ist und daß es nur von einer großen Uebung, oder vom Zufall abhängt, wenn die An-

gein des Einzuhängenden gleich beim ersten Ansatze ihre beiden Kloben, oder umgekehrt die beiden Kloben ihre Angeln zu gleicher Zeit fassen. Gewöhnlich aber gleitet der eine Kloben oder die eine Angel aus, während die andere sich einhängt. Dieser Uebelstand rührt von der genau gleichen Länge der beiden Kloben her und wäre gewiß am leichtesten dadurch zu beseitigen, daß man den einen derselben um ¼ Zoll kürzer, als den andern machte. Hat bei Kloben dieser Art der längere einmal seine Angel gefaßt, dann wird auch der kürzere willig und sicher in die andere Angel eintreten und so der Gegenstand ohne viele Mühe und Zeitverlust einzuhängen sein.

So geringfügig diese kleine Mittheilung auch scheinen mag, so dürfte sie doch der Berücksichtigung nicht ganz unwerth sein, indem außer den eben erwähnten Unannehmlichkeiten sogar Unglücksfälle (z. B. das Herunterstürzen von Dienstboten von Fenstergesimsen beim Einhängen der Fenster) bekannt sind, welche bloß in Folge jenes Uebelstandes herbeigeführt wurden. Wer daher die kleine Ausgabe nicht scheuet, seine Fensterkloben u. s. w. nach dieser Angabe abändern zu lassen, der wird nicht nur ähnlichen Unglücksfällen vorbeugen, sondern seinem Gesinde auch beim Reinigen und Einhängen der Fenster u. s. w. viele ohnedies unnütz verloren gehende Zeit ersparen, die es dann nützlicher verwenden könnte. Es wäre wünschenswerth, daß die Eisenhändler, Glasermeister u. s. w. diesen Gegenstand einer Berücksichtigung nicht für unwerth hielten, und die Fenster- und Thierkloben gleich in der Fabrik nach obigem Vorschlage anfertigen lassen wollten. —

V. d. E. G. B.

* * *

Vorrichtung gegen das Brennen der Schornsteine.

Maratuch hat eine Vorrichtung angegeben, welche das Brennen der Schornsteine verhindert. Sie besteht aus drei Drathgittern, welche in verschiedener Entfernung von einander zwischen der Flamme und dem Orte, wo eine Entzündung stattfinden kann, angebracht werden. An der Wirksamkeit dieses Mittels ist nicht zu zweifeln, da die Flammen bekanntlich nicht durch Drathgitter schlagen; nur möchte in manchen Fällen ein Verstopfen der Gitter durch Glanzruß zu befürchten sein und ein öfteres Ausklehren des sich an sie ansetzenden Flammenrusses nöthig werden. (P. Z.)

Allerlei Bemerkungen.

Wenn wir einen Schuster mit zerrissenen Schuhen sehen, so pflegen wir nach dem Sprichwort zu sagen: »Es ist ganz in der Ordnung, daß der Schuster seine Schuhe zuletzt besorgt.« Aehnliches könnten wir sagen, wenn wir einen Augenarzt mit entzündeten Augen antreffen, einen Theologen, dessen Sitten nicht sehr theologisch sind, oder Gelehrte, die unanstelliger sind, als andre Menschen,

Wer nicht, wie jener Säemann im Evangelio, den Saamen umherwerfen mag, ohne zu fragen, was davon und wo es aufgeht, der muß sich mit dem Publikum gar nicht abgeben. (Göthe, Briefwechsel mit Schiller, IV. 352.)

Wie mancher Prediger hat nicht darüber zu klagen, daß die eine Hälfte seines Auditoriums, an das seine Rede gerichtet ist, schläft, und daß er die mögliche Erbauung der andern Hälfte Gott anheimstellen muß.

Es giebt Menschen, die zwar ganz hell sehen, dabei aber schielen, und also zwar das Gute sehen, ihm aber vorbeigehen, die Wissenschaft zwar erblicken, aber nicht anwenden.

Gelehrsamkeit ist ein gutes Apothekerpulver; in der ganzen Apotheke aber giebt es kein einziges, das kräftig genug wäre, sich brauchbar zu erhalten, wenn das Gefäß nichts taugt, worin es aufbewahrt wird.

Miscellen.

(Gegen Stahlfedern.) Im „Anzeiger der Deutschen" erhebt sich eine Stimme gegen den Gebrauch der Stahlfedern, namentlich bei Schriften, welche für längere Zeit, für mehrere Menschenalter aufbewahrt werden sollen. Die von ihnen ausgehende, dem Papier gleichsam nur leise angehauchte Schrift ist, nach jener Stimme in wenigen Jahren so verbleicht, daß Namen und Zahlen gar nicht mehr zu errathen sein werden; mithin müßte bei allen Urkunden und Dokumenten die Stahlfeder außer Gebrauch bleiben.

(Stimminstrument). Bekanntlich ist das Stimmen des Pianofortes nicht nur zeitraubend, sondern auch, wegen des Höherwerdens der Quinten, ziemlich schwierig. Der Instrumentenmacher Buschmann in Hamburg hat zur Abhülfe dieser Uebelstände den ganzen Quintenzirkel rein abgestimmt, in Harmonikatönen, die sich niemals verändern, in der bequemen Form eines Taschenbuchs verfertigt, auf dessen Oberfläche alle gewünschten Töne bezeichnet stehen. Auf den Druck einer Feder erklingt jeder beliebige Ton und hält mehrere Sekunden an. Die Einfachheit und das Sinnreiche dieses Stimminstruments verdienen, daß es allgemein bekannt werde.

Die Municipalität von St. Malo hat durch Rathsbeschluß Hrn. von Chateaubrian das Eigenthum auf ewige Zeit, jenes Grundstücks abgetreten, auf welchem der berühmte Gelehrte seine künftige Grabstätte errichten ließ.

Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich 3 Mal (Dienstags, Donnerstags und Sonnabends) zu dem Preise von 4 Pfennigen die Nummer, oder wöchentlich für 3 Nummern 1 Sgr., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert. In der Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionäre in der Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 15 Sgr. das Quartal oder 39 Nummern, so wie alle Königl. Post-Anstalten bei wöchentlich dreimaliger Versendung zu 18 Sgr.